

Erinnerungen für die Zukunft

"Ich weiß auch nicht, warum man so am Leben hängt"

"Ach Gott, Kind', hat meine Mutter immer und ewig gesagt", erzählt Frieda Helinski, "'ach Gott, Kind, es hätte noch schlimmer werden können!' Manchmal hat man es als ganz besonders schlimm empfunden, aber das ist ein wahres Wort, nicht? 'Kind, es hätte noch schlimmer werden können!'"

Brief an den Petitionsausschuss des Deutschen Bundestages



Am 1. November 1997 schreibt Friedel [Frieda] Mayer [Meyer], geborene Helinski, aus Stralsund an den Petitionsausschuss des Deutschen Bundestages:

"Sehr geehrte Frau Bundestagsabgeordnete,
sehr geehrter Herr Bundestagsabgeordneter,
vor dem Gesetz sind alle Menschen gleich.

Die Würde des Menschen ist unantastbar.

Diese Gleichbehandlung fordern die noch lebenden deutschen Frauen aus den ehemals deutschen Ostgebieten, die zur Tilgung deutscher Kriegsschulden im Februar 1945 aus Ostbrandenburg in die Sowjetunion verschleppt waren und danach ihren Wohnsitz bei Angehörigen in der DDR hatten.

Auf der Konferenz in Jalta 1945 hatten die späteren Siegermächte Stalin als Reparationen auch 2-3 Millionen Arbeitskräfte, deutsche Männer im Alter von 17-50 Jahren, für 10 Jahre zugesichert.

Im Februar 1945 gab es in den deutschen Ostgebieten Männer dieser Altersgruppe nicht mehr. Da verhaftete der russische Geheimdienst unter Waffengewalt Frauen und Mädchen. Hunger, Schwerstarbeit, Seuchen, das Klima am nördlichen Polarkreis und ab Januar 1947 der Einsatz im Donbass unter Tage zur Steinkohlenförderung und große seelische Belastungen, u.a. 3 Jahre keine Post aus Deutschland, kostete die Hälfte dieser Frauen und Mädchen das Leben.

Die große Hoffnung auf Hilfe aus Deutschland stellte sich später als Trugschluss heraus. Es gab nie eine diesbezügliche Initiative aus Deutschland. Die Frauen und Mädchen waren einzig und allein auf die Gnade Stalins angewiesen.

Bis 1947 kehrten einzelne Schwerkranke, für lange Zeit arbeitsunfähige Frauen/Mädchen nach Deutschland zurück.

Die Konflikte zwischen den Siegermächten in Deutschland führten im Frühjahr 1949 dazu, dass die von Stalin bereits beschlossene Entlassung rückgängig [gemacht] und auf das Ende des Jahres 1949 mit Hinweis auf die Gründung der DDR verschoben wurde.

Bis dahin gab es noch viele Tote.

Diese Frauen wurden zum Spielball internationaler Politik. [...]"

Transport im Dunkel

Als die Rote Armee in den hinterpommerschen Kreis Pyritz einrückt, fliehen viele Familien aus dem Ort Dörlitz in ein nahes Waldgebiet. Sie werden gefunden und zurückgetrieben. Wenige Tage später



muss die 19-jährige Frieda Helinski zur sowjetischen Kommandantur. "Ich hätte zu Adolfs Zeiten Russen misshandelt, haben sie mir vorgeworfen. 'Nee, habe ich nicht, ich bin gar nicht mit Russen zusammengekommen.' Sie haben Gründe gesucht.

Wir hatten zwei, drei Schweine im Stall, eine Kuh, ein paar Enten, Gänse und Hühner. 'Gutsbesitzer! Gutsbesitzer!' 'Nix da,

Gutsbesitzer!', haben wir gesagt, mein Vater ist Arbeiter gewesen. Gut, ich durfte für einen Tag wieder nach Hause, ich sollte mir Essen einpacken. 'Mein Gott, wo musst du denn nun hin, Kind?', hat meine Mutter gefragt. 'Weiß ich nicht!', habe ich gesagt. Ich wusste es ja auch nicht.

Es war schon dunkel, da haben sie uns auf die Lkws geladen - man hat nicht mehr gesehen, wer da schon alles drauf war. Dann ging es los. Später habe ich mitgekriegt: Ein paar Männer waren auf der Ladefläche, sonst Frauen, keine Kinder. Ich war da wohl die Jüngste.

Wenn sie uns transportiert haben, dann immer nur im Dunkeln, damit wir nicht mitkriegen, wo wir sind. In Pyritz haben sie uns in einen Keller gesperrt. Ich hatte ein Kleid an, mein Bruder hatte irgendwann einen dazu passenden Gürtel gefunden und ich irgendwo einen Fingerring - wie man eben so ist: Man will, auch wenn man schon im Dreck steckt, das alles doch nicht wahrhaben! Einen Fingerring!

Ja, und ich so zum Verhör. Da hieß es als Erstes: den Gürtel abgeben, aus Sicherheitsgründen, und den Ring abnehmen! Und wenn wir vom Arbeitseinsatz zurückkämen, dann kriegten wir das wieder.

Wir haben nur gehört: 'Arbeitseinsatz!' Menschenkinder, Arbeitseinsatz! Was sollen wir hier arbeiten? Pyritz ist nur noch Schutt und Asche. Wir sollten ein Papier unterschreiben. Also haben wir das Papier unterschrieben, wohl für den Arbeitseinsatz - wer von uns konnte denn schon russisch lesen?

Von Pyritz aus ging es weiter, zwei Tage haben wir noch in einer Feldscheune gelebt. Es wurde uns ein großer Topf mit Grütze reingestellt, aber ohne Löffel oder so. Da haben wir uns eben mit den Händen etwas herausgefischt, nur - viel essen konnte man nicht, wir kriegten ja nichts zu trinken. Irgendwann haben sie uns dann nachts weitertransportiert. Und dann kamen wir nach Schwiebus."

Sammellager in Schwiebus

"Schwiebus, das ist ein riesengroßes Sammellager gewesen. Von da sind alle paar Tage die Transporte abgegangen: in Viehwaggonen, jeweils zwischen 1.400 und 1.800 Mann. Nein, da gab es keine Bahnstation. Wir mussten über einen Acker, und dann wurden wir verladen. Ich weiß nicht mehr genau, wie lange ich in Schwiebus gewesen bin - eine Woche vielleicht, vielleicht auch zehn Tage. Da war alles eng und voll, und wir waren ganz dicht zusammengepfercht.



In der Nähe müssen Kasernen gewesen sein, dauernd sind Flugzeuge über uns gewesen. Viele von uns haben gesagt, 'na ja, das sind deutsche'. Andere haben gesagt, 'nein, das sind russische'. Und wir alle haben bloß immer gedacht: 'Entweder die befreien uns, oder ... Hauptsache, sie werfen keine Bomben ab, nicht?' Man hat immer Angst gehabt, immer wieder Angst!

Zum Austreten hatten sie uns Milchkannen und große Bottiche hingestellt, so Holzbottiche, Waschzuber. Das war gar nicht gut, die nachher zu transportieren. Und dann haben wir schnell gesehen, dass sie vielen Männern die Köpfe kahl geschoren hatten! 'O Gott, o Gott, wer weiß - wenn die da oben immer herumfliegen: Hoffentlich schaffen die es noch, hoffentlich befreien sie uns noch, sonst kommen wir nachher noch weiß ich wohin!'

Das sind alles so Kleinigkeiten: Ab und zu wurden wir gezählt. Da standen wir in der Reihe, und neben mir stand die Lotti - die hatte zu ihrer Einsegnung ein Samtkleid bekommen. Da kommt eine Polin zum Zählen vorbei, in einem Samtkleid. Da sagt die Lotti laut: 'Ach, jetzt weiß ich auch, wo mein Kleid geblieben ist. Na denn, dann nehmen Sie auch bitte schön noch den Gürtel dazu!' Sie hat von rechts und von links eine geknallt gekriegt, man hat ihr ins Gesicht gespuckt. Und dann mussten wir alle unsere Taschen vorzeigen - wer denn noch eine Tasche hatte! Und wenn dann

eventuell noch ein Glas mit ein bisschen Essen drin war, dann haben sie die Gläser genommen und an die nächste Wand geschmissen. Nun hatten wir gar nichts mehr von zu Hause, nichts mehr.

Zum Arbeitseinsatz nach Archangelsk



Ja, irgendwann dann in die Waggons! In unserem Waggon ging es eigentlich noch, wir waren 48 Menschen. Die Waggons wurden versiegelt. Ein Eisenofen stand drin, und in den Boden war ein Loch gebohrt, damit man sein Geschäft erledigen konnte - das Loch wurde mit einem Stück Holz verschlossen. Einmal am Tag wurde der Waggon geöffnet - da haben sie uns dann Briketts und Holz gebracht, dass wir ein bisschen heizen konnten, aber viel war das nicht. Dann gab es trocken Brot, so dicke Scheiben Röstbrot - nichts zu trinken. An manchen Tagen gab es überhaupt nichts, an manchen gedörrten salzigen Fisch, aber keine Flüssigkeit. Wenn man aufs Klo musste, dann musste man sich eben über die Rinne, über das Loch setzen - da ist dann alles durch die Kälte gleich festgefroren. Und je weiter es nach Osten ging, um so kälter wurde es doch. Der Ofen hat ja mit dem wenigen Heizmaterial vielleicht nur eine Stunde oder so gebrannt. Wenn es so aber etwas wärmer geworden ist, ist alles aufgetaut - es hat gestunken wie die Pest. Na ja.

Das erste Mal haben sie uns in Moskau rausgeholt - das soll jedenfalls Moskau gewesen sein. Ich weiß es bis heute nicht, aber wir sind schon längere Zeit unterwegs gewesen - wie gesagt: immer nur nachts. Ja, wir durften raus, wir mussten über die Schienen und noch eine ganze Weile laufen, ewig! In einem Badehaus - das war wirklich ein Badehaus! - mussten wir uns ausziehen. Die Wachtposten sind mit aufgefanztem Bajonett hinter uns nackten Frauen hergegangen, haben uns mal ein bisschen hier gepikst und ein bisschen da - na ja, die hatten ihren Spaß daran. Nicht alle haben wir anschließend unsere eigenen Sachen wiedergekriegt, aber dann ging es zurück in die Waggons.

Wie lange wir danach unterwegs gewesen sind? Ich glaube, drei Wochen. Wenn der Zug mal auf der Strecke gehalten hat, dann konnten wir sehen: Sie haben Leichen aus den Waggons gezogen, da sind schon unterwegs welche gestorben - in unserem Wagen Gott sei Dank nicht! In Archangelsk, oben am Polarkreis, sind wir ausgeladen worden. Da standen wir nun mit unseren leichten Schuhen und unseren dünnen Sachen in diesem vielen Schnee.

Die Umstände im Lager



Der Winter ist da ja ganz anders als bei uns, viel trockener irgendwie - aber diese ganze Umstellung! Wir kamen in ein großes Lager. Da mussten wir immer zu zehn Mann antreten, es wurde gezählt. Das dauerte ewig. Es fehlten immer welche - entweder lagen die auf ihren Pritschen und waren schon zu schwach, oder sie sind gar nicht mehr hochgekommen und

mussten rausgetragen werden. Die Männer haben noch eher schlappgemacht als wir Frauen. Wenn wir aus dem Essensraum kamen - es gab so dünne Scheiben Brot -, dann haben wir Frauen uns das ehrlich gesagt immer irgendwo reingesteckt, damit die Männer das nicht sehen konnten. Die standen schon draußen: 'Habt ihr Brot für uns übrig?' Aber der Hunger hat uns doch auch wehgetan. Da konnte man nicht irgendwie Mitleid empfinden und denen sagen: 'Ja gut, kommt, ihr kriegt mein Brot auch noch!' Das ging ja nun nicht.

Wie lange wir in dem Lager waren? Ich kann die Zeiten immer nicht sagen - da sind wir eine Weile gewesen, in diesen großen Holzbaracken. Wir sind dann aufgeteilt worden und später noch einmal in dieses Lager zurückgekommen. Damals ist Typhus ausgebrochen. Und trotzdem - auch so eine Einzelheit: Da war die Ilse, und die sagt zu mir: 'Weißt du was, Friedel, wir gehen mal in die Typhus-Baracke und holen uns da Brot.' Ich sage: 'Mensch, Ilse, ob das klappt?' 'Ach ja, wir gehen einfach hin', sagt sie, 'ob wir überhaupt je nach Hause kommen, das ist ja noch 'ne Frage!' Wir haben uns also da das Brot geholt, in der Entlausungsstelle waren so Eisendrahtgitter, auf die haben wir das Brot gelegt und es uns ein wenig geröstet. Na ja, vielleicht geht dadurch auch ein bisschen Infektion weg, nicht? Gut, wir haben es überstanden.

Wir haben gesagt: 'Mensch, da kann man doch sehen, dass man sich selbst etwas helfen kann, auch wenn die Zeiten so hart sind.' Manchmal sind wir einfach in die Küche gegangen zu Paulchen - das war ein Polendeutscher - und haben ihn gefragt: 'Hast du nicht noch ein bisschen für uns, einen kleinen Nachschlag wenigstens?' Wenn wir dann Fischgräten gekriegt haben, dann haben wir uns die geröstet. Im Essensraum stand ein Lehmofen mit zwei Rohren zum Schornstein hin. Auf die haben wir unsere Gräten gelegt. Ilse hat dann immer gemosert: 'Mensch, das ist ja alles bloß noch Grus. Macht nichts, gib mal her, eine gute Sau frisst alles.' Das war unsere Parole, ja. Und dann haben wir die Gräten gegessen, die knusperten so schön.

Die Ilse, die ging auch durch dick und dünn. Es war ein Glück, dass ich mit der zusammengetroffen bin, die war auch so'n bisschen herb. Und so haben wir eine eigentlich schwere Zeit an und für sich

ganz gut überstanden. Die Ilse war ein bisschen älter als ich. Ich wurde in dem Sommer zwanzig Jahre alt, im Juli. Und da habe ich in der Nacht zu meinem Geburtstag geträumt, dass ich nach Hause komme und alle wiedertreffe. Das ist ein guter Traum gewesen, an den habe ich mich dann geklammert. Ein Glück - und wenn ich etwas Schlechtes geträumt hätte?"

Arbeit am Bahndamm

"Erst haben wir am Bahndamm gearbeitet - zehn Frauen und zwei Wachtposten: ein Wachtposten vorneweg und ein Wachtposten hinterher, also wie die Schwerverbrecher. Wir mussten acht, neun Stunden arbeiten, ohne zwischendurch etwas zu essen oder so. Und wenn wir unser Geschäft erledigen wollten - also: Am Anfang haben wir das nicht fertiggebracht, wir sahen dann aus, na! Wir hatten bald Schmerzen, der Leib war ganz straff und so. Gut, dann muss man da eben durch. Wir haben uns vor den Wachtposten ein Loch gegraben und uns hingesezt, weiter weg durften wir ja nicht. Die Wachtposten hatten zu viel Angst, angeblich sind sie für uns verantwortlich gewesen, verantwortlich dafür, dass wir wieder heil nach Hause kommen - das haben sie uns jedenfalls gesagt.

Später in einem anderen Lager war Lisa unsere Brigadierin, das muss 1946 gewesen sein. 'Passt mal auf', hat sie irgendwann verkündet, 'die Alliierten haben ja beschlossen, der Russe kann so viele Deutsche mitnehmen zum Aufbau, wie er will, aber er muss sie human behandeln. Ich werde euch mal beweisen, dass wir human behandelt werden - guckt mal da rüber!' Da haben Russen gearbeitet, die konnten kaum noch gehen, die mussten in Ketten arbeiten, an den Füßen Ketten, an den Händen Ketten. Ja, ihre eigenen Landsleute! O Gott. Wir haben uns wieder umgedreht. Und dann haben wir, obwohl wir wirklich sehr, sehr knapp dran waren mit dem Essen, ein bisschen Essen gespart. Lisa hat gesagt: 'Menschenskinder, seht doch mal zu - geht doch einfach mal ein bisschen weiter, bis der Posten 'stoi' ruft, und dann bleibt ihr eben dort hinten sitzen!' So haben wir das gemacht und haben da ein paar Bröckchen Brot liegen lassen. Später sind die Russen an genau diese Stelle gekommen - sie haben sich dann immer bekreuzigt. Irgendwie hat uns das Mut gemacht. Wir haben gewusst, ja, wir werden 'human' behandelt!

Kolchose



Irgendwann hieß es, jetzt werden hundert Mann ausgesucht, die kommen auf die Kolchose. Hundert Mann auf zwei Lkw, da mussten wir stehen, und dann ging das los mit diesen wackligen Dingern. O Gott, o Gott, o Gott - und dann gleich hundert Mann. Da war sie wieder da, diese Angst - und wo kommen wir hin? Und wo kommen wir an? Wir sind tatsächlich auf einer Kolchose gelandet.

Da stand der Natschalnik, der Chef. Und uns wurde gesagt: 'Ihr seid jetzt hier auf der Kolchose, ihr seid jetzt Freiläufer, ihr geht jetzt ohne Posten zur Arbeit!' Wissen Sie, wie wir da geheult haben? Geheult vor Freude - und auf der anderen Seite haben wir gedacht: 'Menschenskind, das ist schön, nicht mehr unter Wachtposten arbeiten zu müssen, aber - werden wir jetzt wieder vergewaltigt?' So ist das immer gewesen: Hast du dich über die eine Seite gefreut, dann gab es eben auch eine andere Seite.

Aber zum Glück: Das mit den Vergewaltigungen, das war auf der Kolchose so ziemlich vorbei."

Brief an den Petitionsausschuss des Deutschen Bundestages

In ihrem Brief an den Petitionsausschuss des Deutschen Bundestages führt Friedel Meyer aus: '[...] Vor Empfang der Entlassungsscheine, ausgestellt vom Ministerium der Streitkräfte [der] UdSSR Militäreinheit 61948, unterschrieben vom Kommandeur dieser Einheit in russischer und deutscher Sprache, mussten wir in Frankfurt/Oder eine Schweigeverpflichtung unterschreiben. Bei Nichteinhaltung wurde mit 20 Jahren Sibirien gedroht. Damit war für die Frauen und Mädchen, die ihre inzwischen von jenseits der Oder vertriebenen Angehörigen in der sowjetisch besetzten Zone bzw. der DDR wiederfanden, eine ärztliche Untersuchung auf Haftschäden unmöglich. Die in die westlichen Besatzungszonen bzw. BRD Entlassenen erhielten Behandlungen, Kuren nach sofortiger Anerkennung von Gesundheitsschäden, Kriegsofferrente, Entschädigungen nach dem Kriegsgefangenenentschädigungsgesetz (KgfEG) und Eingliederungshilfen nach dem Häftlingshilfegesetz (HHG) bis zum Stichtag 10.08.1955 bei Wohnsitz in der BRD. Wir erhielten 50,- M.

Mit dieser Stichtagregelung hat das Landesamt für Soziale Aufgaben noch 1994 uns gegenüber Ablehnungen begründet. Das ist unzeitgemäß und wirkt opferverhöhrend. Mit der Aufhebung des Kriegsgefangenenentschädigungsgesetzes (KgfEG gültig bis 31.12.1992) wurden wir ab 1.1.1993 dem Kriegsfolgebereinigungsgesetz (KfbG) zugeordnet und zu sogenannten ‚Geltungskriegsgefangenen‘ erklärt. Das heißt für uns: kein Rentenausgleich nach dem Heimkehrerstiftungsgesetz, da nicht Angehöriger der Wehrmacht nur einmalige Unterstützung bei

Bedürftigkeit in heutiger Notlage, vorausgesetzt ursächlicher Zusammenhang mit der Deportation. [...]"

Drei Kategorien

"Wir Frauen und Mädchen wurden in drei Kategorien eingeteilt, in die erste, die zweite und die dritte Kategorie. Das bedeutete", erzählt Frieda Helinski, "das bedeutete: Die erste Kategorie, das waren die kräftigen Frauen, die besonders viel Mumm hatten. Sie kriegten auch mehr zu essen. Sie mussten zu zweit zum Bäumefällen in den Wald, ausgerüstet mit einer Säge, mit einem Beil und mit einem Spaten, weil im Winter die Bäume ja erst einmal frei geschippt werden mussten. Sie hatten also die ganz schweren Arbeiten zu machen. Die Frauen der zweiten Kategorie, die wurden für andere Waldarbeiten eingesetzt, aber für die nicht ganz so harten. Und die Frauen der dritten Kategorie, die waren eben schwächer - sie mussten auf der Kolchose selbst arbeiten: Trockenholz spalten, Holzrollen schneiden, die dann in kleine Klötzchen gehauen wurden für die Holzvergaser, in der Gärtnerei werkeln oder Holz und Laub im Wald verbrennen, weil die Asche für die Felder benötigt wurde. Ab und an gab es eine Musterung, und wer dann etwas erholt aussah, der kam wieder in eine höhere Kategorie.

"Wir ziehen alle an einem Strang"

Wir haben damals ausgemacht, wir ziehen alle an einem Strang. Normalerweise war es so: Wer 100 Prozent gearbeitet hatte, dem stand ein Kilo Brot zu. Dieses Brot darf man sich nicht so vorstellen wie unser Brot heute. Das Brot damals war immer nass, und es hing zusätzlich von der Willkür der Russen ab, wie es geschnitten beziehungsweise abgeschnitten war. Also: 100 Prozent Arbeit gleich ein Kilo Brot. Wer nur 80 Prozent schaffte, der kriegte 800 Gramm Brot. Und dann gab es meinetwegen zwei oder drei Kolleginnen, die schafften nicht mehr als 50 Prozent, die konnten einfach nicht mehr. Und die hätten nur ein ganz kleines Brot bekommen, fünfhundert Gramm - und das jeden Tag. Also haben wir die kleinen Brote immer reihum verteilt. Kein Problem bei fünfzig Leuten, das kann man doch verkraften, das geht schnell rund, nicht? Und wenn das nicht ausreichte und irgendjemand nun gar nicht mehr weiterkonnte, dann haben wir gesagt: 'Na ja, der soll heute mal sitzen bleiben, die anderen arbeiten etwas mehr.' Und unser Natschalnik, der Paul Rau, der hatte irgendwie einen Narren an mir gefressen. Er hat dann immer zu mir gesagt: 'Du, pass auf, wenn die Russen kommen, dann fang an zu schimpfen und rumzutoben!' Ich sage: 'Das verstehen die doch gar nicht!' 'Doch', sagt er, 'du schreist eben verfluchter Hund oder verflixte Scheiße oder irgendwelche anderen Kraftausdrücke - die verstehen sie schon!' Na ja, und so haben wir das gemacht. Wenn die Mädels gestöhnt haben, 'Menschenskinder, wir können nicht mehr!', dann

haben wir gesagt, 'setzt euch hin und ruht euch ein wenig aus!' Und wenn sie dann angefangen haben zu jammern, 'ach Gott, ach Gott, du - da kommt der Arbeitsführer!', dann habe ich losgelegt und laut geflucht und geschimpft. Schön war das dann abends im Büro, der Arbeitsführer hat immer gesagt, 'ach Galinskaja, viel Schimpfen, viel Ehrgeiz, viel gute Prozente!' - er hat nichts gemerkt."

Forstarbeiter der Kolchose



"Na ja, in einer größeren Gruppe hat man das irgendwie anders hindeichseln können als nur zu zweit, obwohl - da ließ sich auch etwas machen. Eine Gruppe aus zwei Frauen musste soundso viele Meter Holz schlagen, die Zahl weiß ich nicht mehr. Der Wald ist dicht, die Bäume stehen eng. Sie hatten unten einen Baum abgesägt, aber der kommt nicht runter, der hängt oben fest. Den schaffen sie nicht. Am nächsten Tag müssen sie irgendwo anders arbeiten, eine andere Gruppe kommt an die gestrige Stelle, die sägen einen anderen Baum um, der neben dem schon abgesägten steht, und dann kippen zwei gleichzeitig. Die Stämme mussten dann noch rausgeschleppt werden. Im Winter, im Schnee ging das so: An der einen Seite mit der Axt reinhauen und dann ziehen. Die eine Frau zieht, die andere schiebt. Und dann musste der Baum noch zerlegt werden: immer in Zweimeterstücke. Also: Alles ist irgendwie auch Glück gewesen, ein Glücksspiel, ja.

Die Aufseher

Der Chef dort oder der Prozenteschreiber und andere Aufseher, das waren alles von Stalin verbannte Russen - an die 30.000 sind im Winter da oben hingekommen, verbannt für eine Zeit zwischen acht und 25 Jahren. Die konnten alle etwas Deutsch und haben sich gefreut, dass wir da waren. Viele Deutschstämmige waren darunter. Wenn die Vorfahren Deutsche gewesen sind (oder wenn die Behörden nur angenommen hatten, dass das Deutsche seien!), dann sind ganze Familien in die Verbannung geschickt worden. Paul, unser Lagerkommandant, war ein für acht Jahre verbannter Schwarzmeerdeutscher, der hat sehr gut deutsch gesprochen und uns erzählt: Wenn sie ihre Verbannungszeit hinter sich hatten, dann mussten sie noch einige Jahre da oben bleiben, zur Bewährung gewissermaßen. Manche haben dort Familien gegründet, Holz war genug da, ein Haus konnten sie sich bauen. So sind sie dort geblieben.

Anastasia von S.

Wir Frauen? Nein, wir Frauen haben immer bloß daran gedacht, wie können wir durchhalten? Was können wir nun noch tun, um das durchzustehen? Heimweh war immer da, mal stärker, mal weniger stark. Aber das war alles so weit weg, ich weiß nicht. Ich überlege das heute oft. Heimweh? Ich weiß es wirklich nicht. Ich habe einfach Glück gehabt, dass ich immer wieder mit ein paar starken Frauen zusammengekommen bin, ganz unterschiedlichen - aber wir konnten uns gegenseitig Mut machen. Anastasia zum Beispiel, Anastasia von S., eine Gutsbesitzertochter, ein bisschen sehr labil, und keiner wollte in ihrer Brigade arbeiten, weil sie sich nicht durchsetzen konnte und so. Die hat - das durfte eigentlich nicht sein -, die hat immer so Abende abgehalten, um uns Mut zu machen. Ich höre sie noch: 'Und wir sind der Heimreise wieder einen Tag näher gekommen!' Und: 'Gott sei gedankt!' Ich habe sie mal gefragt: 'Fräulein von S., wissen Sie denn, wann wir nach Hause kommen? Sie machen uns jeden Abend Mut - wissen Sie denn Genaueres?' Sie ist oft zum Verhör geholt worden, es hätte doch sein können, dass sie mehr weiß als wir. Na ja, sie hat geantwortet: 'Schauen Sie mal, wenn wir wieder einen Tag länger hier gewesen sind und der Tag ist vorbei, dann sind wir doch wirklich schon wieder einen Tag unserer Heimreise näher!'

Lichtblicke im Lagerleben

Das hat mich so erschüttert und andere auch. Und von da an haben wir versucht, anders zu überleben, es besser zu machen. Wir haben regelmäßig beschlossen: Morgen wird gefeiert. Und dann haben wir die Aufgaben verteilt: Was bereitest du vor? Was kochst du? Und dann haben wir uns eine Vorsuppe geleistet, und wir haben ein Hauptgericht gekocht, und anschließend gab es Nachtisch - wir hatten nicht mehr und nichts anderes zu essen als alle anderen auch, aber wir haben uns das irgendwie anders ausgemalt. Am Ende sind wir jedes mal so k.o. gewesen, dass wir uns auf unsere Pritschen gelegt haben und gleich eingeschlafen sind. Das hat mehr, viel, viel mehr geholfen, als nur dazusitzen und Trübsal zu blasen.



Einmal wollten wir Weihnachten feiern. Wir haben uns einen vertrockneten Strauch aufgehoben. Damals gab es schon alle zehn Tage 170 Gramm Zucker, das war ein Stückchen Würfelzucker pro Tag. Und damals wurde ja nichts weggeworfen, jeder Faden wurde gesammelt, jedes Stückchen Stoff. Und die Fäden und die Stoffe, die haben wir alle an den kleinen Strauch gehängt, haben uns in den Essensraum gesetzt und haben da Weihnachten feiern wollen. Gott sei Dank kam einer der anständigen Wachtposten und hat uns gewarnt, wir sollten schnell weg, ganz

schnell weg, es sei eine Kontrolle auf dem Weg zu uns. Ja, und dann war dieses Weihnachten auch wieder vorbei. In den ganzen langen fünf Jahren: kein Weihnachten, keine Feiertage sonst. Wir wussten oft überhaupt nicht, was haben wir heute eigentlich? Was für einen Tag? Man lebte die Jahre irgendwie - in der Zelle können Sie einen Strich machen oder so. Aber da draußen? Die Wände waren gekalkt, und die mussten ja weiß bleiben.

Steinkohlenbergwerk

Dann haben wir in einem Steinkohlenbergwerk gearbeitet, erst über Tage, dann unter Tage. Ich staune heute noch - allein das Waschen! Wenn man sich heute nicht jeden Tag und noch zwischendurch mal frisch macht, dann denkt man - na, Sie wissen schon. Aber da gab es nur selten Wasser und wenn, dann sehr wenig. Es wurde da mit allem und jedem gespart. Sie hatten dort so Holzbottiche, frühere Kälbertränken. In denen stand das Wasser vielleicht drei, vier Zentimeter hoch, nicht höher. Und in einer solchen Pfütze waschen Sie sich mal den Staub ab aus der Kohlengrube. Etwas später war auch das ziemlich egal.

Unter der Erde waren es einige Kilometer von einem Schacht zum anderen. Und wenn wir da lang mussten, darin haben die Russen manchmal Singen befohlen und die Lieder gleich mit: 'Deutschland, Deutschland über alles' oder 'Die Fahne hoch'. Wir wollten das ja nicht, aber haben uns gesagt, na gut, wenn die wollen, dann singen wir eben - mit Verachtung!

Bentonit-Fabrik

Dann haben wir in einer Bentonit-Fabrik arbeiten müssen. Eines Tages sind deutsche Kriegsgefangene vorbeigekommen, die haben wohl nur ihr Lager gewechselt. 'Oh, was ist denn hier los? Hier ist ja alles voller russischer Frauen!', haben die gebrüllt. 'Nee', haben wir zurückgeschrien, 'hier ist alles voller deutscher Frauen!' Die waren ganz erschüttert, Stalin habe doch versichert, er habe keine deutschen Frauen verschleppen lassen! Na ja, die Kriegsgefangenen haben dann haltgemacht, sie sollten irgendwo in der Nähe arbeiten. 'Habt ihr Verbindungen in die Heimat?' 'Nee', haben wir geantwortet. Nachrichten aus Deutschland gab es damals nicht - nein, keine, gar keine. Bei uns hieß es bis dahin zwar immer: 'Wer gut arbeitet, der kriegt Kartoffeln. Wer gut arbeitet, der darf auch in die Heimat schreiben!' Und wir kriegten alle vierzehn Tage so eine Karte, und die konnten wir offiziell nach Hause schicken, nur - uns hatte eine Frau, die in der Kommandantur sauber machen musste, gesagt: 'Menschenskinder, unsere Karten liegen da alle zerrissen im Papierkorb!' Wer hätte etwas sagen wollen? Keiner. Die deutschen Kriegsgefangenen

haben uns versprochen, sie bringen uns Rote-Kreuz-Karten mit. Die wurden tatsächlich besser behandelt als wir Internierte."

Rote-Kreuz-Karten und die erste Karte aus Deutschland

"Wir waren in einem großen internationalen Lager zusammen mit Ungarn, Rumänen, Jugoslawen, Bulgaren - was man sich nur denken kann. Manche Länder hatten ja freiwillig Leute zur Verfügung gestellt, die hatten sogar 25 Kilogramm Gepäck mitbringen dürfen! Also: In dem Lager waren wir so ungefähr 650, 700 Menschen. Davon waren ungefähr zwischen 100 und 130 'Reichsdeutsche', wie sie immer so schön gesagt haben. Alle kriegten Post, nur wir nicht. Und wenn dann wieder ein Appell war, und der bekommt Post, und die bekommt Post, nur wir kriegen wieder keine, dann ist das doch ein bisschen ... nein, das ist schön beschissen, nicht. Na ja, und als wir dann von den Kriegsgefangenen die Rote-Kreuz-Karten bekommen hatten und so über das Rote Kreuz schreiben konnten, da haben wir dann auch Post erhalten. Im Januar 1949 ist die erste Karte für mich gekommen.

So. Und auf der stand alles das, was ich geträumt hatte: dass meine schon verheiratete Schwester ein kleines Mädchen hatte, dass meine Brüder Heini und Willi - dass alle leben. Sie durften ja nur 25 Wörter schreiben, wir auch nicht mehr. Wir durften schreiben, uns geht es gut, das Essen ist gut, und wir kommen bald nach Hause - und das in 25 Wörtern. Außerdem musste ich erst mal umlernen, ich konnte die Karte gar nicht lesen, ich habe sie schnell weggesteckt. Ich kannte doch nur die deutsche Schrift, aber nicht die lateinische! Und alle Karten mussten in der lateinischen Schrift geschrieben sein! Eine Freundin hat mir nachher geholfen und mir die Karte vorgelesen. Ich war - ich war irgendwie wie weg. Und als ich dann selbst schreiben wollte, da ging das zuerst gar nicht, meine Hand zitterte viel zu sehr. Ich habe dann eine ganze Zeit gewartet und die Karte noch x-mal gelesen - dann ging es plötzlich.

Das ist die erste und die einzige Nachricht von zu Hause gewesen, diese Karte - sie ist ihnen wohl irgendwie durchgewitscht. Ja, ich bin im März 1945 weggekommen, und die Karte schon aus Stralsund ist im Januar 1949 eingetroffen - ein erstes Lebenszeichen nach fast vier Jahren. Bis dahin wussten meine Eltern nichts, und ich wusste nichts. Das war ganz schön hart.

"Wir haben Schuld am Krieg?"

In dem großen internationalen Lager, da ging es richtig zur Sache. Die anderen haben uns 'Reichsdeutsche' beschimpft: 'Ihr Schweine, ihr Faschisten, ihr Reichsdeutschen, ihr habt Schuld

am Krieg!' Wir haben zurückgeschimpft: 'Menschskinder, hört endlich auf! Wir haben Schuld am Krieg? Wer hat denn dauernd gebettelt: Wir wollen heim ins Reich?' Das ging ziemlich hoch her. Und dann kam das fünfte Jahr. Wir hatten da so einen alten Mann, der hat uns ab und an zu einer neuen Arbeitsstelle gebracht und dann immer gesagt: 'Adenauer skoro domoi, skoro domoi' - Adenauer holt uns nach Hause oder so ähnlich. Na ja, wir haben das nicht geglaubt. Wir haben gedacht, was dieser Alte sagt, das kann man nicht glauben.

Protest im Lager

Eigentlich hätten sie uns bezahlen müssen. Der Lohn richtete sich immer danach, was man geschafft hatte. Die extremen Normen aus der Anfangszeit, die waren irgendwann aufgehoben, aber Geld kriegten wir trotzdem nicht. Dann haben wir protestiert: 'Wir wollen jetzt unser Geld - wir wollen das, was wir verdienen, bar auf die Hand!' Na gut, alles hätten wir sowieso nicht bekommen, wir hatten ja für das Lager zu bezahlen. Aber egal - wir haben gesagt: 'Entweder so oder so, aber so wie bisher geht es nicht weiter. Wir verhungern hier ja!' Wir haben uns manchmal aus der Küche Kartoffelschalen geholt - die Offiziere haben sich da Borschtsch gekocht oder Kartoffelpüree oder sonst irgendetwas. Na ja, die Kartoffelschalen haben wir uns dann aufgesetzt, und von Paulchen haben wir noch etwas Salz dazu geschnorrt. Das ist so ganz großkörniges Salz gewesen, das gab Durst. Dann haben wir uns mit unserem ollen, selbstgebastelten Kochgeschirr Wasser aus dem Brunnen geholt und das dann gesoffen. Der Bauch wurde wer weiß wie dick, wir haben gedacht, wir platzen. Also: So ging das nicht mehr.

Na ja, schließlich haben wir Geld auf die Hand gekriegt, nicht alles, aber etwas. Mal hatten sie Geld für uns, mal hatten sie keins, aber irgendwie hatten wir immer ein paar Rubel. Und was haben wir uns davon geleistet? Kartoffeln und Salz und mal ein Stückchen Brot zusätzlich - so das Grundzeug also. Aber da musste man wieder höllisch aufpassen, denn es ging sofort untereinander los: Einer hat den anderen beklaut. Ja.

Arbeit in der Fabrik

In der Bentonit-Fabrik, da musste tüchtig gearbeitet werden. Die Mädels, die Hohlsteine schleppen mussten, die hatten es besonders schwer. Ich weiß nicht, was haben diese Steine gewogen? Über zehn Kilogramm oder so. Die hatten sie den ganzen Tag, so an die acht Stunden, vor dem Bauch und mussten sie in die Trockenkammer schleppen. Ja, und wer kümmert sich um die Technik? Na keiner! 'Friedel, das machst du doch! Mach du das doch!' Irgendwie bin ich immer im Vordergrund gewesen, ich weiß auch nicht, warum. Das überlege ich jetzt noch manchmal ...

Na ja, gut, ich habe das also gemacht. Ich stand denn an dieser großen Maschine, die Schlacke kam über das Förderband, Grus wurde geschippt, und ein Mädels brachte den Zement. Damit musste immer gespart werden: nicht so viel Zement! Aber wenn man nicht genug Zement genommen hatte, dann backten die Steine nicht richtig, sie zerbröselten. Und ich bin für die richtige Mischung verantwortlich gewesen!

Wir hatten da so ein Pummelchen, die 'Kleine'. Und wenn die nicht mehr konnte, hat sie eine ganz bestimmte Bewegung gemacht. Ich bin dann zu den Jungs vorn am Förderband für die Schlacke. 'Habt ihr einen Stein? Schmeißt einen Stein rein!' Eine große Walze hat die Schlacke zerkleinert. War ein Stein zwischen der Schlacke und geriet der unter die Walze, dann ist immer der Riemen von der Walze abgesprungen. Dann kam der Vorarbeiter: 'Was ist denn hier los?' Ich habe dann gesagt: 'Weiß ich auch nicht!' Na ja, und dann wurde das richtig Arbeit. Ich musste erst mal alles rausschippen, und die haben den dazwischengeratene Stein gesucht. Das konnte dauern. Und in der Zwischenzeit konnten sich die Mädchen ein bisschen ausruhen. Also: Irgendwie haben wir immer einen Mittelweg gefunden oder wenigstens versucht, einen Mittelweg zu finden.

Langsam sind dann die anderen Ausländer alle nach Hause. Am Ende waren wir Deutschen die Letzten im Lager. Wir haben immer gesagt: 'Na, Mensch, wir sind doch der kleinste Haufen, irgendwann muss es doch auch für uns klappen - hoffentlich!'"

Die Fortsetzung des Schreibens von Friedel Meyer



Die Fortsetzung des Schreibens von Friedel Meyer, geborene Helinski, an den Petitionsausschuss des Deutschen Bundestages vom 1. November 1997 liest sich so:

"Unsere Forderung mit Schreiben vom 1.2.1992, somit vor Aufhebung des Kriegsgefangenenentschädigungsgesetzes, nach Gleichstellung mit anderen Opfern, an Herrn Bundesminister

Seiters, im Bundesministerium des Innern, eingegangen am 3.12.1992, wurde am 27.5.1993 mit Schreiben VE 1-906140/711 Hildebrandt beantwortet.

Mit Betroffenheit über unser Schicksal versucht er, uns die gerade von uns kritisierten gesetzlichen Regelungen verständlich zu machen.

Er erklärt: Die im Zusammenhang mit dem Beitritt der DDR ehemals von der Roten Armee diesseits der Oder (DDR-Gebiet) verhafteten Deutschen werden laut Einigungsvertrag entschädigt. Die jenseits der Oder, Ostbrandenburg usw. verhafteten und verschleppten Frauen/Mädchen sind in

der im Einigungsvertrag getroffenen Vereinbarung, wie [so] Herr Seiters auf Seite 2, Abs. 1 (Schreiben vom 27.5.1993) aus folgendem Grund nicht erfasst:

Für außerhalb ihres Territoriums begangene Unrechtsakte ausländischer Hoheitsträger, namentlich des ehemaligen Kriegsgegners, haftet die Bundesrepublik Deutschland im Übrigen grundsätzlich nicht.

Das kann von uns nicht akzeptiert werden.

Die BRD hat für alle Unrechtsakte, welche an Wehrmachts- bzw. SS-Angehörige[n] jenseits der Oder begangen worden sind, gehaftet.

Nur durch juristische Spitzfindigkeit des Gesetzgebers uns Frauen zu sogenannten Geltungskriegsgefangenen zu erklären, entzieht sich die BRD auf zutiefst unmoralische Art und Weise ihrer Verantwortung uns gegenüber.

Unsere Rehabilitierungsanträge vom 10.3.1995 über das Außenministerium in Bonn an die Deutsche Botschaft in Moskau wurden von der Militärhauptstaatsanwaltschaft in Moskau am 6.3.1996 wie folgt beantwortet:

Eine Rehabilitierungsentscheidung kann nicht getroffen werden, da keinerlei Angaben über eine Verfolgung, Verurteilung zu einer Strafsache festgestellt wurden.

Angaben über Gesundheitsschäden, die deutschen Versorgungsämter von uns verlangen, wurden nicht gemacht. [...]"

Es geht nach Hause

"Irgendwann haben wir Bescheid gekriegt", berichtet Frieda Helinski und überlegt laut: "Ich weiß gar nicht mehr, wie das gewesen ist. Sind wir denn von einem Ort zum anderen transportiert worden? Die Ersten sind plötzlich gekommen und haben gesagt, es geht nach Hause. Wir haben gedacht, die sind bescheuert - das hatten die uns schon zu oft gesagt. Am Anfang glaubt man das nicht, das ist einfach nicht drin. Aber wie das genau gewesen ist - ich weiß es nicht mehr. Na jedenfalls - wir kamen wieder in Waggons, diesmal waren sie nicht versiegelt. Und wir sind wieder ewig gefahren, oft standen wir lange Zeit, der Zug durfte ja nur los, wenn die Strecke frei war. Als es durch Polen ging, da sah alles so aus, als sei noch Krieg; da lagen die abgeschossenen Flugzeuge, die kaputten Panzer. Und dann kamen die Polen und wollten mit uns Sachen tauschen. Nur - wir hatten doch nichts zu tauschen. Die sind dann wütend geworden und haben geflücht. 'Wie sieht es hier bei euch bloß aus?', haben wir dann gefragt. Und sie haben uns erklärt, sie hätten nach wie vor Angst, die Deutschen kämen zurück und nähmen ihnen wieder alles weg. Und deswegen hätten sie nichts aufgeräumt."



Schließlich sind wir in Frankfurt/Oder angekommen. Wir haben wie die Strauchdiebe ausgesehen: Neu hatten wir jeder nur eine Schapka, diese Pelzmütze, und einen Rock, der ging runter bis zu den Knien. Und wir hatten Makostrümpfe an, diese Baumwollstrümpfe, die gingen rauf bis zu den Knien - ja, wie die Strauchdiebe. In Frankfurt/Oder mussten wir wieder in solche Baracken, und dann wurde ausgerufen: Land so und Land so und - ich hatte keine Ahnung, ich wusste doch gar nicht, wie das damals eingeteilt, aufgeteilt war. Wir waren Ostpreußen und Hinterpommern und Vorpommern. Und jetzt irgendwie Mecklenburg? Wir haben unseren Entlassungsschein bekommen und 50 Mark und wussten erst einmal nicht, wohin.

Zuerst nach Berlin. Da waren sie schon alle flott angezogen, etwas geschminkt, mit Kosmetik und so. Und wir standen da mit unseren Kochpöten. Wir haben dann unsere Brotrationen zusammengelegt und das Geld irgendwie und haben uns einen Holzkoffer geholt. Da hatten wir dann einmal Unterwäsche drin, neue, die hatten sie uns gegeben: ein Leinenhemd und ein Paar Langschlüpfer, so Biedermeier. Ja, und dann sind wir durch Berlin gezogen und haben uns in der S-Bahn in die hinterste Ecke gestellt und uns geschämt.

Ankunft in Stralsund



Irgendwann bin ich von Berlin in Stralsund angekommen. Auf dem Bahnhof hatte ich Glück. Ich habe eine Frau nach der Lilienthalstraße gefragt. 'Ja', hat sie gesagt, 'dann kommen Sie man mit, ich muss auch dahin.' Wir sind zu Fuß los, ich hatte doch kein Geld mehr. Und dann stand ich bei meiner Schwester vor der Tür. Das war am 29. November 1949.

Ich hatte vorher viel in der Familie gemacht, deshalb wohl hat mein einer Bruder gesagt: 'Ach Gott sei Dank, jetzt ist sie wieder da, jetzt haben wir wieder einen Halt.' Und er hat auch gesagt: 'Dass du das überlebst, das haben wir gewusst!' Aber sonst hat keiner gefragt, nicht einer - selbst im Betrieb nicht. Ach Gott, ach Gott, bis sich das nachher so eingependelt hatte, dass man nun auch wieder ein Mensch ist, nicht? Der damalige Bürgermeister von Stralsund hatte in der Lilienthalstraße eine Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung, schön bescheiden damals. Bei ihm durfte ich die Fenster putzen und sauber machen, und mit dem da verdienten Geld konnte ich erst einmal zur Dauerwelle gehen.

Aus dem Lager, an die Arbeit

Meine Schwester hat mir Garderobe geborgt, und so bin ich zum Arbeitsamt. Die wollten mich als Reinigungskraft hier in das Hotel 'Goldener Löwe' stecken. 'O Gott', habe ich gedacht, 'Menschenskinder!' Mein Schwager hat sich dann eingemischt, obwohl meine Schwester und er damals in Scheidung lebten. Und wenn er sich nicht so für mich eingesetzt hätte, dann weiß ich nicht ... ich weiß nicht, was da passiert wäre, weil ich ja nur in Angst, damals immer noch mit der Angst gelebt habe. Er ist zur Gewerkschaft gegangen und hat gesagt: 'So - meine Schwägerin hat fünf Jahre im Dreck gesteckt. Fünf Jahre hat sie für uns alle geschuftet. Und deshalb möchte ich jetzt, dass sie wieder in den Beruf kommt, den sie vor über fünf Jahren verlassen musste!' Das ging nachher ganz schnell. Schon am 10. Dezember habe ich bei der HO angefangen - ohne jede Untersuchung, ohne alles."

Lehrgang in Kühlungsborn und der Zusammenbruch

"Später ist unser Betriebsleiter gekommen, wohl so im Januar, Februar. Ich wäre so lange in Russland gewesen, hat er gesagt, und deshalb wäre es sehr schön, wenn ich erst einmal in Kühlungsborn einen Lehrgang machen würde. Dies sei der Schulungsplan, die und die Fachgebiete ... 'Gott', habe ich gedacht, 'schon wieder weg, schon wieder weg von der Familie, und denn nach Kühlungsborn? Wie soll das gehen? Und dann nichts anzuziehen!' 140 Mark habe ich damals verdient. Ich habe mir noch ein paar Sachen von meiner Schwester geliehen, und dann bin ich los. Das müssen Sie sich mal vorstellen. Ich war aus Russland gekommen, hier gleich ins Weihnachtsgeschäft und nachher zur Schulung - alles Politik -, ich kam nicht mehr zurecht: In Kühlungsborn bin ich durchgeknallt. Ich habe mich im Zimmer eingeschlossen. Die sind dann über den Balkon gekommen, haben mich gestreichelt und versucht, mich zu beruhigen, ich habe Medikamente gekriegt - ich war fix und fertig. Der Schulungsleiter hat dann gesagt: 'Also wissen Sie, das haben wir doch gar nicht gewusst, dass Sie erst seit Kurzem aus Russland zu Hause sind. Keine Sorge, diesen Lehrgang besteht jeder, wir werden uns mehr um Sie kümmern!' Drei Wochen sollte der Lehrgang dauern. Ein Mann aus Stralsund und ein Mann aus Schwerin haben mich an ihren Tisch geholt: 'Mädchen, komm! Wir beide sind auch in Russland gewesen, wir kriegen das schon hin!' Die haben für mich zum Beispiel die Zeitungsschau gemacht - ich wusste doch nichts, mir fehlten doch diese fünf Jahre. Nein, ich wusste nicht, was die DDR ist. In Russland hatte ich gedacht, ich komme jetzt nach Hause, nach Deutschland. Damit war die Sache für mich erledigt gewesen. Woher sollte ich denn wissen, dass hier irgendetwas von den Russen besetzt war oder so? Abends haben die da Musik gespielt und getanzt, und ich habe danebengesessen, gerade

aus dem Dreck raus und jetzt in Kühlungsborn: 'Ach Gott, Mensch, wie kann denn so etwas sein?' Das hat lange gedauert, sehr, sehr lange.

"Diese Angst, die ist immer im Nacken gewesen"



Später bin ich Erste Verkäuferin geworden, da hatte ich schon 180 Mark brutto, bald danach Schichtleiterin, da hatte ich 209 Mark brutto und mit einem Mal - o Gott, ja, da sind die alle in den Westen abgehauen. Nein, ich nicht. Ich hatte Angst! Ich hatte einfach Angst! Ich hatte Angst, dass ich an der Grenze geschnappt werde und dann wieder da hinten in den hohen Norden komme.

Diese Angst, die ist immer im Nacken gewesen.

Nein, erzählt habe ich das alles nicht. 1949 hatten sie uns gedroht: 'Wir kriegen das raus, wenn ihr etwas erzählt, und dann holen wir euch wieder!' Das war doch Grund genug zu schweigen! Und im Betrieb haben sie sich ja anfangs lange so verhalten: 'O Gott - bloß Abstand zu der!' Das hat sich erst durch meine Arbeit langsam gelegt. 'Sie ist immer sehr fleißig gewesen!' Ja, so! In meiner Familie habe ich auch nicht viel erzählt, meinem Sohn manches, wenn er gefragt hat: 'Na komm, Mutti, komm mal her, Alte, erzähl mal ein bisschen!' Er hat mehr gefragt, als er selbst seine Ausreise aus der DDR beantragt hatte.

Probleme habe ich mit der Wirbelsäule und den Knien, überhaupt mit den Gelenken, die sind mit den Jahren schlimmer geworden. Aber angeblich ist ja der Zusammenhang mit den fünf Jahren nicht nachweisbar, ist uns vom Versorgungsamt gesagt worden - es sei denn, wir hätten sichtbare körperliche Schäden oder so. Das kann man also nicht mehr nachweisen, und alles andere ist verjährt. Dass man über diese Zeit jetzt öffentlich sprechen kann, das ist gut, aber - manchmal weiß ich nicht. Es kommt wieder so vieles hoch, was man jahrelang unterdrückt hatte, man möchte eigentlich auch gar nicht mehr darüber reden. Aber wenn man dann erzählt, dann ist man doch froh, dass man es los ist. Und dann muss man allen klarmachen: Wir haben damals die Kriegsschulden für beide Teile Deutschlands abgearbeitet. Ja."

Das Schreiben an den Petitionsausschuss ...

Das Schreiben an den Petitionsausschuss des Deutschen Bundestages schließt mit den Sätzen:

"Inzwischen sind wir alle 70 Jahre alt und älter, eine Schicksalsgemeinschaft. Unsere Reihen lichten sich. Es schmerzt uns sehr, dass wir bei der Herstellung der Einheit Deutschlands, als ehemals Verschleppte und Vertriebene, wie Deutsche 2. Klasse behandelt werden.

Vor diesem Hintergrund fordern wir Sie auf,

1. endlich dafür zu sorgen, dass uns, die wir erst 50 Jahre nach der Entlassung auf die Folgen der Gefangenschaft untersucht werden konnten, keine Nachteile entstehen bzw. korrigiert werden,
2. dies nicht völlig ahistorisch in die von Ihnen bediente allgemeine kommunistische Unrechtsschublade zu packen, sondern unser Schicksal ganz klar als schweres Kriegsschicksal anzuerkennen und zu werten.

Sollte der Gesetzgeber sich weiterhin nicht in der Lage sehen, das an uns begangene Unrecht (auch ohne Bedürftigkeitsprüfung) wiedergutzumachen, wird damit deutlich, dass die Regierung die verfassungsmäßig garantierten Grundrechte für uns nicht garantiert.

Wir nehmen mit Bitterkeit zur Kenntnis, dass genau wie in der DDR an eine wirkliche Wiedergutmachung bisher nicht zu denken war.

Hochachtungsvoll

[gez.] Friedel Mayer"

"Ich weiß auch nicht, warum man so am Leben hängt ..."

"Das muss ich Ihnen noch erzählen", sagt Frieda Helinski. "Als ich jünger war, da habe ich immer gesagt: '75 möchte ich noch werden, das ist im Jahr 2000!' Jetzt ist das so nahe gerückt. Dabei habe ich schon vor langer Zeit gedacht: 'Mensch, eigentlich müsstest du noch ein paar Jahre zulegen können!' Das ist ein bisschen wie damals: Als ich richtig tief im Dreck gesteckt habe, da habe ich immer gesagt: 'Ich muss das überstehen, denn ich muss nach Hause, und ich möchte nach Hause!' Alles hätte ich dafür gegeben. Ich weiß auch nicht, warum man so am Leben hängt. Das ist komisch, nicht?"

Quelle: Walberg, Ernst-Jürgen: Erinnerungen für die Zukunft: Geschichten und Geschichte aus dem Norden der DDR/ Ernst-Jürgen Walberg; Thomas Balzer, Hrsg. vom Norddeutschen Rundfunk, Bonn: Dietz 1999, ISBN 3-8012-0261-5, S. 14-27.